

Debatte Ist Wissen Glaube?

Eine Debatte zu den Grenzen der Wissenschaft

Die Wissenschaft befindet sich in einem stetigen Wandel. Ständig werden ihre Ergebnisse und Methoden kritisch hinterfragt und nicht selten verworfen. Ihre Grenzen und Möglichkeiten werden regelmäßig neu definiert. Dennoch gilt die wissenschaftliche Form der Erkenntnis als der beste Weg, zu neuem Wissen über die Welt zu gelangen. Gemeinhin wird der Glaube hiervon fein säuberlich getrennt – eine religiöse Überzeugung ist schließlich etwas anderes als die sichere wissenschaftliche Erkenntnis! Oder etwa nicht? Da sich die Wissenschaft ebenso wie Religionen in letzter Instanz auf Glaubenssätze zu berufen scheinen, stellt sich die Frage: Ist Wissen bloß eine Form des Glaubens? Oder doch mehr als das?

Debatte: Julian Tangermann (pro)
und Daniel Drewski (kontra)

Ja

Kurz vor seinem Tod resümierte der Wissenschaftstheoretiker Thomas Kuhn seine Forschungen um das Wesen von Wissen so: „Man sollte nicht meinen, dass wir nun herausgefunden haben, wie die Welt wirklich ist. Denn, ich denke, darum geht es bei diesem Spiel nicht“. Wenn es aber in der Wissenschaft nicht darum geht, Wissen über die wirkliche

Welt zu erwerben, was macht Wissen dann noch aus? Und was unterscheidet es dann noch von dem anderen alles erklärenden Konzept, dem Glauben?

Wie so häufig war früher alles gut. In der Wissenschaft war dieses *Früher* die Moderne: Es gab eine Realität, vielleicht verborgen oder verschleiert, aber wenn man gut genug nach ihr forschte, gelangte man irgendwann zu objektivem Wissen. Die Wissenschaft gab Sicherheit.

Mit der Postmoderne war diese Sicherheit dahin: Wissen war auf einmal nicht mehr einfach *be-gründbar*, es ließ sich nicht mehr in einer – wie auch immer gearteten – *Realität* festmachen.

Die philosophischen Argumente dazu lassen sich knapp zusammenfassen: Wir sind gefangen in unserem subjektiven Blick auf die Welt. Dieser macht es uns unmöglich, festzustellen, ob eine Realität tatsächlich existiert. Und falls sie es doch tut, wären wir nie sicher, ob und wie wir sie tatsächlich erfassen könnten. Diese Einsicht stürzte den ein oder anderen Wissenschaftler, so zum Beispiel den jungen Michel Foucault, in profunde Sinnkrisen: Warum noch Wissenschaft betreiben, wenn man sowieso nichts wissen *kann*?

Dennoch führte der Vertrauensverlust in die menschliche Erkenntnisfähigkeit nicht dazu, dass das Konzept Wissen aufgegeben wurde. Vielmehr suchten Philosophen jetzt danach, es anders zu begründen und zu legitimieren. Unter den verschiedenen Ansätzen hierzu, wurde vor allem das Konzept

der *Intersubjektivität* populär – Wissen wird als wahr definiert, solange die Peergroup es als Wissen akzeptiert. *Intersubjektivität* liefert den philosophischen Unterbau für vieles in unserer modernen Wissensgesellschaft: ohne *Intersubjektivität* keine Wikipedia.

Aber lässt sich das Konzept wirklich halten? Nein, denn letztlich sagt es nicht viel mehr aus als: „Wenn ich allein meine, dass etwas wahr ist, mag das so sein oder auch nicht. Wenn wir aber alle überzeugt sind, dass etwas wahr ist, dann ist es Wissen“. Das Problem der Korrespondenz zu einer wie auch immer gearteten Realität wurde in diesem Ansatz zwar angesprochen, aber nie gelöst. Wissen bleibt gebunden an den sozialen, ideologischen oder methodischen Kontext – wie Glauben auch.

Auch in ihren Fundamenten sind Wissen und Glaube nicht weit voneinander entfernt: Wenn man danach fragt, auf welchen Grundlagen letztlich Wissen und Glauben beruhen, wird man feststellen, dass beide gleichsam dogmatisch gesetzt sind. Der Religionshistoriker Brad S. Gregory beschreibt dies so: Genauso wie der Glaube sei die Wissenschaft ein Unterfangen, bei dem letztlich nicht-beweisbare Annahmen zugrunde liegen. Bei ersterem, dass es einen Gott gebe, bei letzterem, dass es eine tatsächlich erfassbare, natürliche Welt gebe. Beweisen lässt sich freilich beides nicht.

Nein

Ein Regenmacher antwortete laut dem Sozialanthropologen Stanley Tambiah auf die Bitte, doch einmal sein Können vorzuführen, mit den Worten: „Sei kein Narr, wer vollführt schon eine Regenzeremonie in der Trockenzeit?“. Man ist versucht, diesem Regenmacher vorzuwerfen, er täusche die Gläubigen vorsätzlich und wider besseres Wissen über die Wirksamkeit von Regenzeremonien. Regen ist eine Folge klimatischer Dynamiken, nicht göttlicher Einwirkung – so der Wetterdienst. Religiöser Irr-Glaube ist also durch wissenschaftliche Aufklärung leicht zu beseitigen. Lange war dies der ideologische Kern der westlichen Moderne.

Heute, in der Postmoderne, sind wir uns nicht mehr so sicher, ob Glaube und Wissen sich so fein säuberlich unterscheiden lassen, geschweige denn, ob Wissen den Glauben einst ablösen wird. Längst zweifeln wir daran, dass wissenschaftliche Erkenntnis wahr ist. Wissenschaft scheint auf einem Fundament des Glaubens zu stehen. Gleichzeitig sind wir geneigt, auch im Glauben ein Fünkchen Wahrheit

zu sehen. Spiritualität birgt eine Form des Wissens, die uns durch wissenschaftliche Methoden nicht zugänglich ist. Wissen ist von Glauben durchsetzt und umgekehrt. Gibt es also überhaupt noch einen erkennbaren Unterschied zwischen beiden?

Der Unterschied zeigt sich anhand einer alternativen Lesart der Anekdote vom Regenmacher. Er hat die Bitte nach einer Vorführung seines Rituals offensichtlich nicht als Prüfung des Wahrheitsgehalts seines Glaubens verstanden. Denn Glaube erlangt seine Geltung nicht dadurch, dass er für andere, die diesen Glauben nicht teilen, nachvollziehbar ist. Stattdessen *bekannt* man sich zu ihm. „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht“. So steht es in der Bibel. Natürlich kann man der Wissenschaft vorhalten, sie sei nichts anderes als eine quasi-religiöse Aktivität, in der die Bekenntnis zu diesem oder jenem theoretischen Paradigma mehr gelte als die allgemeine Nachvollziehbarkeit ihrer Aussagen. Dennoch wohnt dem, was wir Wissen nennen, ein anderer Geltungsanspruch inne. Wissen gilt als gesichert, wenn andere ihm unabhängig von Bekenntnis zustimmen können.

In der Wissenschaft gilt idealerweise, dass allgemein *nachvollziehbare Gründe* dafür oder dagegen sprechen müssen, damit eine Behauptung vorläufig angenommen oder verworfen wird. Beides kann, wenn die Behauptung eine nicht-triviale Aussage macht, zu unserem Wissen über einen Sachverhalt beitragen. Natürlich ist diese Formulierung offen für die Kritik, dass nachvollziehbare Gründe nichts als ein Euphemismus für *das Recht des Stärkeren* sei. Einer wissenschaftlichen Koryphäe schenkt man gemeinhin mehr Glauben als jungen Wissenschaftler_innen. Dennoch: Die Kontroverse um einen einflussreichen Aufsatz der Harvard-Ökonomen Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff, in dem ein Doktorand Rechenfehler gefunden hat, macht deutlich, dass sich in der Wissenschaft gelegentlich doch die Kraft des besseren Arguments durchsetzt. In solchen Fällen wissen wir tatsächlich mehr als vorher.